

Weibe. Das mag bei uns zu Hause, wo man intensiver wirtschaftet, recht auskömmlich sein, bei der notwendigerweise heute und noch auf lange Zeit hinaus extensiven afrikanischen Wirtschaftsweise ist es kaum genügend, um den Siedler gerade zu ernähren, dies notabene, wenn er schon reichliche Erfahrung hat, wie er sein Stückchen Land am besten verwertet.

Nun stellten die Leute zunächst ihre Existenz auf den Bau von Weizen und hatte einmal Glück damit; aber das nächste Mal regnete es in die Blüte, die Ähren bliken taub und es lohnte überhaupt nicht, die Felder zu ernten. In diesem Zustand fand ich die Deutschrußenfiedlung vor; nur ein Siedler, der etwas später ausgefäet haben mochte, hatte eine leibliche Ernte. Im übrigen droht hier dem Getreidebau stets der Frost, eine Klage, unter der man auch in Südafrika viel zu leiden hat, und der es dort durch besondere Auswahl des Samens einigermaßen zu begegnen gelang. Nun stehen die Leute in der Siedlung direkt dem Hunger gegenüber. Drei Ansiedler arbeiten allerdings in Kruscha am Bau eines Hauses und verdienen damit einiges Geld; aber sie können auch für gutes Geld keine Nahrungsmittel kaufen, da am ganzen Berge starker Nahrungsmangel wegen der großen Trockenheit des vorigen Jahres herrscht und infolge der elenden Transportverhältnisse von der Küste nichts oder nur mit enormen Kosten heranzubekommen ist. Außerdem wenn diese Leute als Handwerker in Kruscha ihr Brot verdienen sollen, dann bedurfte es doch wahrhaftig des großen Apparates des Besiedlungskomitees nicht, und es hätte ja genügt, wenn man ihnen die Reise vom Kaukasus nach Kruscha bezahlt hätte. Man kann nur sagen, daß es eben an der ungeeigneten Art dieser Deutschrußen liege, wenn sie so wenig erfolgreich sind. Nun ist darüber gewiß kein Wort zu verlieren, daß es ungeeignete Elemente als diese Deutschrußen für Afrika nicht gut geben könnte; ich habe die Leute anderweitig — in den russischen Oststepprovinzen — gesehen, wo die Großgrundbesitzer sie als Feldarbeiter zum Ersatz für die lettischen Arbeiter, die sich während der Revolutionszeit so unzuverlässig erwiesen hatten, herangeholt haben. Gerade diese Wolgadeutschen erwiesen sich nun geradezu wie Kinder, ohne jede Energie und Anpassungsfähigkeit, was damit zusammenhängt, daß sie allein von allen deutschen Ansiedlern in Rußland mit dem zweifelhaften Segen der russischen Gemeindegemeinschaft beglückt worden sind, was auf ihre Charakterentwicklung einen so wenig günstigen Einfluß hatte, während z. B. die Deutschen in Bessarabien, der Krim und Bessarabien ganz andere Leute sind. Aber so paradox es klingen mag, gerade die Unfähigkeit dieser Leute, sich selbst zu helfen, ihr Mangel an Energie und Entschlußfähigkeit ist es, was sie heute noch wenigstens zum größten Teil in der Leudorf genannten Siedlung bleiben läßt. Hätte man wirklich brauchbare tüchtige Leute dahin gebracht, so wäre der größte Teil von ihnen ganz sicherlich schon aus der Siedlung verschwunden, um den besten Erwerbsmöglichkeiten, deren es im Lande noch eine ganze Menge gibt, nachzugehen; sie hätten zunächst wohl auf der Siedlung sich mit der Eigenart des Landes vertraut gemacht, hätten die Eingeborenen Sprache gelernt, dann hätten sie gesehen, daß die Kolonie ein weites Land ist, wo es mancherlei Gelegenheit gibt, Geld zu verdienen, und wo man nicht nötig hat, auf zehn Hektar Ackerland eine immerliche Existenz zu führen; vielleicht hätten sie zunächst ihre Familien in der Siedlung gelassen, um sie später dorthin mitzunehmen, wo sie eine günstige Erwerbsmöglichkeit gefunden haben.

Dann wäre Leudorf schon heute entvölkert, ein Prozeß, der sich so wohl etwas langsam, aber nicht

minder sicher vollziehen wird. Denn mit vielleicht einer einzigen Ausnahme würden heute alle Siedler von Leudorf Ostafrika wieder den Rücken kehren, wenn sie nur könnten. Zwei Familien ist es geglückt, sich bis Tanga durchzuschlagen, von wo sie dann auf Kosten des Besiedlungskomitees nach Deutschland oder Rußland zurückgeschafft wurden. Später erfuhr man, daß die Leute eine ganz erhebliche Menge Geld, größtenteils in die Rüde der Weiber eingenäht, mitgenommen hatten und so zum ersten Mal eine Forderung entwickelten, die sie sonst schmerzlich vermissen ließen. Zwei andere Familien hatten weniger Glück und kamen nur bis Moschi, von wo sie dann vom Bezirksamt mit sanfter Gewalt nach Leudorf zurückbefördert wurden mit dem Bedenken, daß es jetzt keine Freibillits mehr gebe. Ich weiß nicht, ob dieses Verfahren des Besiedlungskomitees billig ist. Nach ihrem ganzen Bildungsstand müssen die Leute das Empfinden haben, unter solchen Vorbedingungen hierher gelockt worden zu sein, und es schiene mir doch weit zweckmäßiger, wenn das Besiedlungskomitee ruhig eingestiegen wäre, in seinem ganzen Vorgehen einen Fehlgriff getan zu haben — auch dieser Mißerfolg war ja schließlich in mancher Beziehung lehrreich — und mit dem Rest der vorhandenen Mittel die Leute nach Hause zu schicken, statt nun noch allerlei Aufwendungen für einen großen Hausbau und für die Überwachung der Ansiedler zu machen und der Öffentlichkeit gegenüber immer noch so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung.

Einen starken Gegensatz zu den Deutschrußen bilden die Buren. Sie sind seiner Zeit mit großen Ehren und entsprechenden Erwartungen hier angekommen worden; wie damals das Pendel überhäuflig nach der einen Seite schlug, so geht es jetzt mit gleicher Übertreibung nach der anderen, und man kann sich in der Kolonie wie in der Heimat in der Herabsetzung der Eigenschaften der Buren nicht genug tun. Nun ist zunächst zu bemerken, daß die Buren, die in die Kolonie gekommen sind, natürlich keine erste Klasse der Buren bilden, obwohl sie auch z. B. an Schulbildung sehr erheblich über den Deutschrußen stehen; ferner hatte der größte Teil von ihnen wenig oder gar kein Kapital, aber die Leute hatten einen scharfen Blick für die Erwerbsmöglichkeiten des Landes und haben sehr wohl erkannt, daß sie, selbst wenn sie Kapital hätten, gut daran täten, mit feiner Verwendung einigermaßen zurückzuhalten. Denn einige von ihnen hatten gutes Zuchtvieh, sowohl Rinder wie Pferde und und Schaf; mitgebracht, ein großer Teil davon ging aber auf Transport oder später an S. u. h. e. n. Ferner sind die Sicherheitsverhältnisse für den Viehzüchter hier noch sehr problematisch; Viehdiebstähle durch die Massai sind an der Tagesordnung, und da das Bezirksamt den besten Willen, aber nicht immer die Macht hat, sie zu verhindern, ist der Viehzüchter mehr oder weniger auf Selbsthilfe angewiesen, deren zweckmäßigste Ausübung auch erst gelernt sein will. Daß der Bure die Landwirtschaft völlig vernachlässigt, entspricht auch nicht den Tatsachen; es gibt natürlich welche, die auf ihrem Platz überhaupt nichts getan haben, und die sich nur mit Frachtfahren oder mit Jagd beschäftigen; aber ich habe auf Burenfarmen Mais- und Weizenfelder gesehen, Kaffeeplantagen und allerlei Gemüse. Dazu ist der Bure aber freilich nicht Idealist genug, daß er etwa Kaffee weiter bauen würde, wenn er sich überzeugt hat, daß solcher auf seinem Land nicht gedeiht. Der Bure hat zwar zweifellos einen gewissen Blick dafür gehabt, daß noch eine Reihe von Voraussetzungen hier erfüllt werden muß, bevor an einen rationalen Farmbetrieb hier zu denken ist; und da er doch nicht in Naturalwirtschaft leben kann, was man hier nun einmal den Eingeborenen überlassen muß, so wendete

er sich zwei Erwerbszweigen zu, von denen er bald erkannte, daß sie ihm Geld schaffen könnten, der eine ist die Jagd, der andere das Transportfahren. Die Tätigkeit der Buren in erster Beziehung ist vielfach übertrieben worden; ich will es mir hier versagen, dies mit Beispielen zu belegen. Die zweite Tätigkeit bildet zweifellos ein Verdienst um die Kolonie; hier haben die Buren bahnbrechend gewirkt.

Trotzdem ich nun die Buren für ein weitaus wertvolleres Element für die Besiedlung des Kilimandjarogebietes halte als die Deutschrußen, die sicherlich bald wieder von der Bildfläche verschwinden werden, so sind sie doch keineswegs ideale Ansiedler. Ich glaube auch von ihnen, daß sie größtenteils wieder fortziehen werden mit Ausnahme einiger weniger tüchtiger und brauchbarer Familien. Schon heute wären Vierstücker der Burenfarmen für wenig Geld zu haben; eine Anhänglichkeit an einen bestimmten Platz hat diese Art Buren überhaupt nicht, und sie sind in gewisser Art Biocentraturen, die gerade die Bahn verschleichen wird, die ihnen übrigens auch einen Teil ihrer jetzigen Erwerbsmöglichkeiten nehmen würde. Die Zukunft gehört hier dem deutschen Ansiedler mit einigem Kapital, das ja bis zu einem gewissen Grade auch durch eine reiche Erfahrung in der Kolonie ersetzt werden kann. Ich bestehe durchaus, daß durch die bisherigen Landvergaben eine solche Entwicklung irgendwie behindert ist; von dem jetzt belegten Land werden Dreifünftel zu angemessenem Preis zu erwerben sein. Die meist von Griechen hier angelegten Kaffeeplantagen sind wohl fast alle käuflich. Daß der jetzige Besitzer, der die Kosten der Anlage und das Risiko, ob Kultur auf dem vorhandenen Boden auch vorwärts kommt, getragen hat, dabei gut verdient, ist nicht mehr als billig; und auch sonst liegt es in der Natur des kolonialen Neulands, daß der Besitzer des Landes leicht wechselt. Wenn man freilich den Wunsch hat, selbstständige Leute mit Kapital herauszubekommen, die als freie Gentleman auf ihrer Scholle leben wollen, dann muß die Regierung mit dem jetzigen System der Landvergabe brechen. Nach demselben Formular, nach dem in Usambara und dem angrenzenden Tifland Blankenland vergeben wird, und das sich zur Verhinderung der Land Spekulation als durchaus brauchbar erwiesen hat, wird hier Weideland vergeben, das häufig bestenfalls zur Ernährung eines Schafes auf den Hektar genügt. Und auf solchem Land ruht nun für den Erwerber die Verpflichtung, es zur Hälfte unter landwirtschaftliche oder tropische Kultur zu nehmen, bevor es sein Eigentum werden kann. Das sind Verträge, von denen beide Teile wissen, daß sie unerfüllbar sind, und die einfach einen Strick um den Hals des Ansiedlers legen, der vom Bezirksamt oder dem Gouvernement in Da esalam jederzeit gezogen werden kann. Wer nach Afrika geht, um sich dort eine neue Existenz zu gründen, der geht nicht dahin, um sich in eine Sklaverei solcher Art zu begeben, und solange mit dieser Bestimmung nicht aufgeräumt ist, bekommen wir auch kein erstklassiges Ansiedlermaterial ins Land. Es ist dringend notwendig, daß die Regierung alsbald einen landwirtschaftlichen Sachverständigen von afrikanischer Erfahrung in den Bezirk schickt, der die Bedingungen für die Ueberlassung von Land für Viehzucht festlegt und das Land entsprechend klassifiziert; als eine unerlässliche Bedingung für Viehzucht in europäischem Stil scheint mir der Einzäunungszwang, wie er für das ganze englische Südafrika heute bereits durchgeführt ist. Billigerweise kann man diese Forderung allerdings erst stellen, wenn die Bahn den Kilimandjaro erreicht, obwohl ja die Einzäunung wahrscheinlich

Sumpfsieber.

Deutsch-Afrikanische Novelle
von Hermann Bessmer
(Fortsetzung)

Mühselig ist es Tag. Ich muß also geschlafen haben . . . nun um so besser. Ich komme mir gekräftigt vor, ich habe sogar eine Spur von Appetit, obgleich ich nichts Ekbares anrühren möchte.

Eine Person, ein Mann in Khaki, steht im Zimmer und spricht mich an:

„Manu! Ich höre, du sollst dich ganz us'n Damme sein? Wo fehlt er denn? Morjen!“

Tag, Saue, wo soll's denn fehlen? Fieber! Momentan ganz wohl. Ha, davon solle er sich gleich überzeu- gen, sitz Laudon! Und ich fahre mit den Weinen aus dem Bett und stelle meinen Oberkörper mit großer Gewalt auf die Beine. Gleichzeitig stürze ich nieder, ich falle in mich zusammen wie ein leerer Weizensack, plump, da liegt er!

Saue klaubt meine verstreuten Glieder von der Erde auf. „Nu nu — man nich so heftich! Wenn man Fieber hat, kann man nichmal'n hartes Ei selber aufschlagen, wecke dat nich? So'n eller Afrikaner wie du?“

Ich kriech kleinlaut ins Bett zurück. Saue spaziert im Zimmer auf und nieder. Er fragt ein wenig zaghaft!

„Soll ich — soll ich dir vielleicht wat vorlesen? 'n Buch oder so?“

Er ist wirklich rührend, ich suche nach einer höflichen Form der Ablehnung; in den schmeichelhaftesten Perioden der Dankbarkeit will ich ihm bedeuten, es sei zuviel, ich könne das nicht von ihm annehmen; ich sage:

„Du Nilpferd! Erstens hast du doch keine Stimme, zweitens kannst du nicht ordentlich deutsch, drittens hast du in Afrika das Lesen verlernt. Also blamier dich nicht und trink lieber einen Whiskyfoda, dort steht die Flasche!“

Meine Argumente scheinen auf Saue Eindruck zu machen. Prost!

So, ja vorgestern habe er übrigens einen Rausch gehabt.

Einen Rausch? „Saue! Schneid nicht auf.“ Ich sei der Meinung, er könne ein Faß Whisky in einem Zug austrinken und noch nicht einmal einen roten Kopf davon bekommen.

Saue: „Ja woll, Whisky! Dat war ja eben dat Unklug! Ich habe mir v. reiten lassen, ich habe Wein jetrunken . . .“

So, ja, ja. Wie wär's denn mit einem kleinen Urlaub nach Mlaya? Lustveränderung täte mir gut nach dem Fieber.

Aber ich fahre auf, als hätte er mir einen Ver- rat, etwas Schimpfliches vorgeschlagen. Was? Urlaub? Warum g he denn er selber nicht auf Urlaub. Lustver- änderung körne doch schließlich auch ihm nicht schaden, nach sechzehn Jahren Afrika.

Saue stimmt, er sieht mich eigentümlich an. In Gottes Namen, auf vier Tage möchte er ja allenfalls die Reise antreten.

„Meine alte Dame in Beckia möcht' ich jerne noch- mal besuchen.“

Also, auf vier Tage. In Neapel landen, auf die Eisenbahn steigen, nach Berlin fahren, der Mutter einen Kuß auf die Stirn drücken, dann aber: genug! Dann

aber mit dem nächsten Sitzzug wieder hinab nach Neapel und fort! Er wolle nichts wissen von Mlaya; nee, nee!

„Wir armen Luters haben's in Afrika besser.“ Deutsch- land, das ist was für Offiziere, meint Saue.

Er bleibt den h lben Tag bei mir und pflegt mich. Seit einer Woche schneit er wieder dicht in meiner Nähe an der neuen Straße; vier oder fünf Kilometer Entfernung, dort stehe sein Bett. Ein großes Glück, nun könnte er immer bei der Hand sein, wenn's mir schlechter ginge. Ein Vote und schon! Ehrewort, Saue.

Ich reiche ihm die Hand, auf Widersch. Und — na also. Nichts! Ut's Nilpferd. Jambo.

Nun quält mich ein fürchterliches Gefühl des Ver- fallens. Kein Schmerz, nur ein Verfallen peinigt mich. Was die Temperatur anlangt, so wird wohl die medi- zinsche Wissenschaft binnen Kurzem einen neuen Maximalthermometer eigens für mich erfinden müssen.

Ich schlucke Chinin, ich tue es aus Mut, aus Gelitterung, aus Trost gegen mich selbst. Ich will das Fieber forcieren, oder es brechen; Himmel, Teufel, ich will!

In einiger Zeit, schähe ich, kann ich gern und gut das Bewußtsein verlieren. Maneno, das Kind darf mir nicht aus dem Zimmer. Ein Nasen von Blut und Speie geht durch meinen Körper. Wenn ich mir jetzt zur Ader ließe, müßte mir das Blut herausspritzen und zischen und zu Dampf werden, so ist mein Gefühl.

Und draußen in der Landschaft geht etwas vor.

Ich errate es an den verdüsterten Interieurs im Zimmer. Die Ecken, der Fußboden, alle Gegenstände verlieren Farbe. Eine Dämmerung bricht an. Es ist erst vier Uhr, am Himmel muß ein Gewitter stehen.